

Gegen Ansteckung.

Wie der Gefahr im eigenen Heim vorzubeugen ist.

Waiskinder, die von der Hausfrau zum Schutze der Familie beibringen werden sollen.

Ein Diensthote ist zum Klassenarzt gegangen. Die Herrschaft erfährt es. Auf Befragen gibt der Diensthote eine ausweichende Antwort oder schweigt absichtlich über das, was ihm der Arzt gesagt hat. Die Herrschaft geht in ihrer Sorge zu diesem Arzte. Der aber bedauert, eine Aussage über die Art der Krankheit geistlich nicht machen zu dürfen ohne Einverständnis der erkrankten Person. Der Hausarzt, der zu Rathe gezogen wird, darf auch weder seinen Kollegen befragen noch den Diensthoten ohne seine Einwilligung unterfragen.

Dasselbe gilt in dem noch schlimmeren Falle, wenn der Diensthote überhaupt nicht zu einem Arzte geht, aber die Herrschaft merkt, daß er krank ist. Man fürchtet, daß man angesteckt werden könne und ist besonders der Kinder wegen in großer Sorge. Wir ahnen die Gefahr, aber es fehlt uns die Macht, uns davor zu schützen. Freilich kann man durch einen Gewaltstreik dem sofort ein Ende machen, indem man den Diensthoten ohne Kündigung entläßt. Das kommt jedoch meist ziemlich theuer und ist, wenn der Verdacht unbegründet war, eine ungerechte und harte Maßnahme. Da gibt es nur einen Ausweg: durch stete unauffällige Beobachtung erforschen, ob überhaupt eine übertragbare Krankheit vorliegt, und welcher Art sie ist.

Die Beobachtungsgabe der Hausfrau ist hier von großem Werthe. Das scharfe Frauenauge merkt bei den Kindern oder anderen Hausgenossen meist sehr bald, wenn ihnen „etwas fehlt“. Sie achtet nun fortwährend besonders aufmerksam, aber unauffällig auf folgendes: Pflegt die betreffende Person sich öfter zu jucken oder scheuernde Bewegungen zu machen? Spürt man in ihrer Nähe einen unangenehmen Schweisgeruch? Ist an Speichel, Wäsche, Bettzeug etwas zu bemerken? Trifft sich nicht ein? Ist die Nasenathmung behindert? Hat der Appetit sehr abgenommen, oder der Durst zugenommen? Stellt sich eine gedrückte Gemüthsstimmung, ein scheues Wesen ein? In jedem dieser Fälle rede die Hausfrau freundlich auf den Diensthoten ein und erkundige sich liebevoll nach einem etwaigen Leiden. Fast stets wird sie dann auch eine vertrauensvolle, offene Antwort erhalten. Im Nothfalle spreche man mit den Angehörigen des Diensthoten. Man lasse ihn tage- und wochenlang keine Mühe verdrießen, um der Sache auf den Grund zu kommen, denn es steht für die ganze Familie zu viel auf dem Spiele. Es handelt sich um das körperliche Wohl und Wehe aller Familienmitglieder, vor allem darum, unsere kleinen Lieblinge, die viel mit dem Diensthoten in Berührung kommen, vor Krankheit oder gar vor allmählichem Siechtum zu bewahren.

Um nicht schon beim Niethen frange Diensthoten einzustellen, soll man sie vorher auf ihre körperliche Eigenschaften genau ansehen. Man richte sein Augenmerk besonders auf die Haut, ob sie reinlich oder mit Ausschlägen bedeckt ist, ob kein Näheretrennen sich unangenehme Ausdünstung bemerkbar macht. Ein starker Parfümgeruch ist sehr verdächtig, da er oft nur als Deckmittel dient. Gute Zähne sprechen in der Regel für gute Gesundheit. Uebler Mundgeruch ist ein Zeichen von Krankheit oder von grober Unreinlichkeit. Geordnete Haarpflege deutet auf Sauberkeit des Haarbodens, auf Freihalten von thierischen und pflanzlichen Parasiten.

Durch stete Fürsorge und Anleitung zur Gesundheitspflege kann man seine Diensthoten in der Regel bewahren vor den hier besonders in Betracht kommenden leicht übertragbaren Krankheiten, wie Parasiten, Ausschlag, Nieseln, Tuberkulose und so weiter. Man muß sie in liebevoll mahrender Weise anhalten zu peinlicher Sauberkeit des Körpers und der Kleidung. Jede Woche müssen sie einmal Gelegenheit haben zum Baden; Haarwäsche, Zahnbürste, Wäscheputzen untersuche man öfter auf ihre Reinlichkeit. Am Wichtigsten ist man nach, ob sie seit dem letzten Waschen die genügende Menge Leinwäsche gebraucht haben. Alles möglichst unauffällig und schonend.

So gibt es viele scheinbare Kleinigkeiten, die aber für die Gesundheit allerseits von großer Bedeutung sind. Die Diensthoten bleiben gesund; sie bilden später gesunde Gesundheitspioniere gerade in jenen Schichten des Volkes, wo diese am nöthigsten sind zum Gedeihen der Familien und zum Wohle des Staates. Die Herrschaften aber bewahren ihre Angehörigen vor der heimtückischen Gefahr der Krankheitsübertragung in ihrem eigenen Heim.

Gottes Liebe ist kein Vorrecht der Gläubigen, ihr Vorrecht ist, seine Liebe zu empfinden und sich ihrer zu freuen, und in ihrem Namen das Unmögliche möglich zu machen.
Djörnsen.

Die weiße Pest.

Ueber Vorkehrungsmaßregeln zum Schutze gegen Ausbreitung durch Luftströmung.

Ueber die Maßnahmen, die für eine wirksame Verhütung der Tuberkulose erforderlich sind, berichtet in der Berliner Klinischen Wochenschrift Prof. Adolf Czerny, der bekannte Breslauer Kinderarzt. Vor allem schreibt er, ist es erforderlich, die Kenntniß der Thatsache in allen Volksschichten zu verbreiten, daß diese Krankheit hauptsächlich durch Uebertragung von Mensch zu Mensch zustande kommt, und daß sich diese Uebertragung verhindern läßt. Sollte es gelingen, dies zu erreichen, so wäre die weitere Voraussetzung zur Erzielung der gewünschten Konsequenzen, daß jeder Tuberkulose und auch eventuell dessen Umgebung die wahre Natur der Erkrankung erfahren.

Die thatsächlichen Verhältnisse entsprechen dieser Forderung noch nicht. Viele Menschen wissen nur, daß ihre Lungen „angegriffen“ sind, daß sie an einem Epithelkatarrh leiden, oder überhaupt als Kranke betrachtet werden, sind sich aber nicht im geringsten bewußt, daß sie tuberkulös sind. Man vermeidet die letztere Bezeichnung angeblich aus Schonung, um den Kranken nicht aufzuregen oder ängstlich zu machen. Dieses Verschweigen der Diagnose ist ein großer Uebelstand. Czerny unterrichtet bei einer großen Anzahl von tuberkulösen Kindern die Quelle der Ansteckung und fand, daß nahezu ausnahmslos in den betreffenden Familien die Uebertragungsmöglichkeit der Tuberkulose entweder ganz unbekannt war oder stark unterschätzt wurde, daß ferner der Infektionsträger jedesmal nicht wußte, daß sein Leiden Tuberkulose war. Ein großer Theil der Infektionen wäre sicher nicht vorgekommen, wenn dem Träger der Infektion seine Tuberkulose und deren Uebertragbarkeit bekannt gewesen wäre.

Im Zusammenhang mit dieser Forderung der Aufklärung erörtert Czerny dann noch einen längst bestehenden Gebrauch, die ärztliche Untersuchung der Ammen vor ihrer Einstellung, und führt dazu in beherzigenswerther Weise aus:

Die Furcht vor der Tuberkulose hat jeher dazu Veranlassung gegeben, jede Amme, ehe sie angenommen wird, ärztlich untersuchen zu lassen. Dieses zweckmäßige Vorgehen wurde aber merkwürdigerweise nur auf die Ammen beschränkt. Junge Kinder, die noch herumgetragen und gewartet werden müssen, sind aber ebenso der Infektionsgefahr ausgesetzt, wie die Säuglinge, die von Ammen gepflegt werden. Als Kindermädchen werden überdies vorzugsweise Mädchen in dem jugendlichen Alter angestellt, in dem der Ausbruch einer Tuberkulose am meisten zu befürchten ist. Czerny hat im Laufe der Jahre mehrere Fälle beobachtet, wo Kinder aus tuberkulosefreien Familien in ganz sicher nachweisbarer Art durch Kindermädchen, die sie besonders ätzlich liebten, infiziert wurden. Aus solchen Vorkommnissen läßt sich nur der Schluß ableiten, daß die Untersuchung aller der Personen, die sich mit der Pflege junger Kinder befassen, ebenso gefordert werden muß, wie die der Ammen. Dieser Forderung wäre aber schon längst Genüge getan, wenn die Uebertragbarkeit der Tuberkulose in Laienkreisen genügend bekannt wäre.

Pariser Wohnungsmiethen.

Mit der allgemeinen Vertheuerung des Lebens, die im Laufe der Jahrhunderte sich vollzogen hat, sind auch die Miethpreise für Wohnungen außerordentlich gestiegen. Von den Summen, die man früher in Paris für Wohnungen anlegte, berichtet G. d'Arnal in einem umfassenden Aufsatz der „Revue des deux Mondes“. Heutzutage gibt es in Paris etwa hundert Personen, die für 100,000 Frank jährlich wohnen. Im 15. Jahrhundert gab es nur eine einzige solche Persönlichkeit, nämlich den Herzog von Berry, der in dem Hotel von Nesle sein Heim aufgeschlagen hatte. Nach ihm war der Besitzer der theuersten Wohnung in Paris der Inhaber des Hotels von Orleans in der Rue Saint-André-des-Arcs. Im 16. Jahrhundert war die kostspieligste diejenige des Herzogs von Francois von Guise, der 34,200 Frank „verwobnete“. Miethspreise von 10,000 bis zu 20,000 Frank, die heute sehr zahlreich sind, waren unter Ludwig dem Dreizehnten von der größten Seltenheit. Racine bezahlte jährlich für sein Haus in der Rue Biscontie, das er allein bewohnte, 3500 Frank Mieth. Diese Miethen hängen natürlich von den Steuerpreisen ab. Ein Haus auf dem Vendomeplatz, das 1909 für 5 Millionen Frank verkauft wurde, war 1751 250,000 Frank werth. Im Ganzen kann man sagen, daß sich die Miethpreise seit der Zeit Ludwig XV. in Paris verdoppelt haben. Der durchschnittliche Miethpreis einer Arbeiterwohnung, der sich heute auf 280 Frank beläuft, kann für die damalige Zeit mit 140 Frank beziffert werden.

Die Wurzel alles Miethtragens ist — Antwohnsengemeinschaft.

Thierhaute als Kleidung.

Die verschiedenen Formen, in welchen solche bei den Wilden verwendet werden.

Nach den Fellen, mit denen in vielen unskulturirten Gegenden die Leute sich schmücken, kann man Vorurtheile und Gerinige untercheiden; denn auch dort machen Kleider Leute. Aus den alten geographischen Beschreibungen Afriens erfahren wir, daß hier bereits vor über 3000 Jahren Bärenpelze getragen wurden, und auch die Kunst der Stizgen und Kosaten, die frischen Felle nach Ausschneiden des Fettes und Fleisches bis zur andert-halbmaligen Länge des Thieres auszudehnen, ist sehr alt. In manchen Gegenden Südamerikas geht es in den Haushaltungen nicht ohne Denken ab, die aus den verarbeiteten Häuten des Myocetes - Affen gemacht werden; Fellteppiche, welcher Art sie auch sein mögen, gehören dort ebenfalls zu den nothwendigsten Stücken eines Haushaltes. Das ganze Hab und Gut eines frommen Klosterbruders bestand, wie Schwabner berichtet, in einem halben Ziegenfell, das seinen Teppich, seine Tede und — seinen Mantel bildete. Mit diesem Besitzthum wollte er wieder zur Welt zurückkehren und in der Stadt eine würdige Beschäftigung suchen. — Den Maribi, einem Negerbolle am Nil, genügt meist ein Ziegenlederhose als Kleidung. Nach Gustav Nachtigal fabrizirt man in Tibesti in Afrika aus den Fellen des langhaarigen schwarzen Schafes Wintermäntel oder Kleider. Von allen Lammfellen aber sind die theuersten, auf denen eine sehr große Steuer lastet, die von vorseitig geworfenen Sämmern, die den auch bei uns so beliebten Persianer liefern. Wie man sagt, werden die Mutterschafe einen Monat vor dem Werfen in kalter Nacht etwa eine Stunde lang im Freien herumgetrieben und dann plötzlich in einen sehr warmen Stall gebracht, wo der bedeutende Temperaturwechsel die Frühgeburt veranlaßt. Wie weit diese in den Diensten der Mode gestellte Grausamkeit zeitlich zurückgreift, wissen wir nicht.

Es ist bekannt, wie in Patagonien und Argentinien die Indianer sich aus der Haut des Pferdebeines eine Art Stiefel machen, und wie die gewöhnlichen Gauchos Lederstrümpfe solcher Art sich bereiten. Im Innern Afriens dagegen schmückt sich, wie einst Herkules mit der Löwenhaut, der Stämmliche mit der ganzen Fellehaut. — Bei den Polarvölkern bildet bekanntlich das Rennthier den angefehltesten Garderobeliieferanten. In Grönland, wo Seehundsfelle für Kleidung und Wohnung verwendet werden, sind die Felle der Robben besonders hochgeschätzt. Während bei uns ein Jüngling sein Bräutchen gern mit Zuvulen beschenkt, beglückt der nicht weniger galante Grönländer seine Auserkorene mit einer silberglänzenden Robe von Robbenfellen. Und wie die Schönen dieses Eisgebietes, so hüllen sich auch hohe Wirtenträger dort in solche kostbare Felle. Die Haut des Ringelbundes aber gibt den gewöhnlichen Stoff für die Kleidung. Aus den Fellen der Seehänen von den Inseln St. Paul und Amsterdam entfernen die Chinesen mit bewundernswerther Ausdauer die langen grohen Haare, um nur den weichen Pelz zu behalten, dessen Haut sie dann mit besonderen Mitteln dünn und geschmeidig machen.

Wetterhüte Männerfrühen.

Im Inneren Afrikas gibt es noch Stämme, bei denen die eigenartige Sitte besteht, daß die Schönen ihren Haarschmuck ihren Männern oder Verehrern opfern müssen, die mit Hilfe dieses fremden Haares imposante Bauwerke auf ihren Schädeln errichten. So berichtet ein bekannter Afrikanischer in seinem eben erschienenen Werke „Wild und Wilde“ (Verlag Egon, Neißel & Co.) von den Meschikumbowen, einem in Rhodesien ansässigen Stamme, daß die Priester der Männer oft eine Höhe von 1 1/2 Metern erreicht. Ein langer aufrechtstehender Kopf wird aus fämmlichen überlänglichen Haaren — auch denen der Weiber, die gänzlich kahl geboren sind — mit eigenem Haar zusammengeflochten und mit Lehm und Fett verstäkt, so daß er fersengestaltig in die Höhe steht. Im Anfang ist der Aufbau dieser Priester sehr schmerzhaft, denn die ganze Kopfhaut wird auf einen Punkt zusammengezogen, wodurch am Anfang der Priester ein unnatürlicher Gauntzug entsteht. Die Priester sind noch durch die im Lande äußerst geschätzte und sehr geschmückt. Außerdem trägt der Priester in seiner Haarfrisur kunstvolle Knochenhaarnadeln, mit denen er dann und wann energig in den kostbaren Bau hineinsticht. Wenn man bedenkt, daß diese Priester vom Tage ihrer Entstehung an bis zu dem Tage, an dem sie aus natürlichen Gründen abfällt, stehen bleibt, so ist es nicht verwunderlich, daß Fremdeleben sich darin regt, das durch kräftige Stöße verstaucht werden muß. Um das Zerbrechen des werthvollen Schmuckes während des Schlammers des Trägers zu verhindern, wird die Spitze des Kopfes Nacht an einen Querbalken gebunden, der eigens zu diesem Zwecke in der Hütte befestigt ist.

Ein alter Osterbrief.

Interessantes Dokument aus den frühen Zeiten der Kirche, dem Götterthum und Götzen ihren gemeinsamen Stempel aufdrücken.

Das Original eines Osterfestbriefes, den ein alexandrinischer Patriarch an die Bischöfe und Mönche seines Sprengels richtete, das einzige Dokument dieser Art, das bisher außer einem anderen kleinen Bruchstück aufgefunden wurde, ist soeben in den Berliner Klassikertexten veröffentlicht worden und wird von Dr. Schubart in den Antiken Berichten aus den königlichen Kunsthallenungen besprochen. Die Sitte, den Tag des Osterfestes für den Umtreis eines Patriarchats durch einen Brief einheitlich festzusetzen, datirt schon aus sehr früher Zeit, und dieser Brauch wurde dann auf dem Konzil zu Nicäa den alexandrinischen Patriarchen direkt als Amtsunfunkt übertragen, weil die Aegypter seit alterher im Kalenderwesen benannt waren. Patte im Anfang das Sendeschreiben des Patriarchen nur den Ostertermin angekindigt, so legten bald die Väter der alexandrinischen Kirche, ein Athanasius, ein Cyrill, darin ihre theologischen Gedanken nieder, wodurch die Osterbriefe in der kirchlichen Literatur eine besondere Stellung erhielten. Auch der Schreiber des uns gekommenen Osterbriefes, wahrscheinlich der Patriarch Alexander II. (704—729), ergreift sich in gelehrten theologischen Erörterungen, webt in seinen Text Bibelstellen, hauptsächlich aus dem Neuen Testamente, reichlich ein und schließt endlich mit der Ankündigung des Osterfestes nach ägyptischem und römischen Datum, sammt den Angaben über die Fastenwochen und Pfingsten, worauf die Abhandlung mit der paulinischen Formel „Grüßet einander im heiligen Kusse“ wieder in den Briefstil ausmündet. Auch eine Mahnung zu Nüchternheit und Arbeit ergreift, damit Gott sich der Gläubigen in diesen bedrängten Zeiten erbarme und „das Herz der Unterdrückten erweide“. Damit wird auf die verhasste Herrschaft der Kalifen angespielt. Auch in ihrem Außeren trägt die überaus stattliche, sehr gut erhaltene Papyrusrolle von mehr als 5 Metern Länge, die ein wahres Muster von großer und feierlicher Schmückung ist, den Stempel der Fremdherrschaft. Auf dem Anfange der Rolle steht nämlich in griechischer und arabischer Sprache das Bekenntniß des Islam: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Menschenfreundlichen. Es gibt keinen Gott außer Gott allein; Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Dieser für einen christlichen Festbrief höchst merkwürdige Beginn ist aber nichts anderes, als der amtliche Stempel des Papyrusbalkens. Da die Papyrusfabrikation auch unter den arabischen Kalifen als Kronregal behandelt wurde, so wurde, wie bei den byzantinischen Kaisern, ein amtlicher Stempel eingeführt. Dieser Stempel war bis zum Ende des 7. Jahrhunderts auf den Balken noch christlich geblieben; da ließ sich eines Tages der Kalif Abdalmalik die ihm unverständlichen byzantinischen Schmückdeuten und erfuhr, daß er selbst bisher auf dem amtlichen Papierstempel die verhasste Dreieinigkeitsgedulde hatte. Von nun an trat auch hier der Anfang des Korans in sein Recht, mit Rücksicht auf die große Verbreitung der griechischen Sprache im Lande arabisch und griechisch.

Reford der Post.

Aus Amsterdam, 7. v. M., wird berichtet: Als und zu berichten die Zeitungen über die jahrelange Wanderung einer Briefkiste, welche die Reise um die Welt machte, um schließlich in den Besitz des Adressaten zu kommen, der in der Entfernung von einigen Meilen vom Versendungsort lebte. Der Reford in dieser Hinsicht hat aber ein Brief geblieben, der mehr als 99 Jahre gebraucht hat, um an seine Adresse besorgt zu werden. „Nä beele mid“, so lautet der Anfang eines Briefes, den der von Kaiser Napoleon dem Ersten nach der Einnahme Hollands in das französische Kaiserreich zum Präfecten des Zuidereeddepartements ernannte Graf de Celles an den Maire der Gemeinde Antwerpen (in Holland bei Amsterdam) gerichtet hat. Er zeigt dem Maire seine Ernennung an und giebt ihm die nöthigen Vorschriften über die in ihm, den Präfecten, zu erstattenden Berichte. Die Post lieferte den Brief am Nachhause von Antwerpen ab, wo man das Verbleiben der Bestellung nicht gemerkt zu haben schien, der Brief blieb uneröffnet liegen und wurde erst vier Tage und sechs Stunden nach dem 5. November an die Adresse des Bürgermeisters von Antwerpen besorgt, wurde, der wohl seinen Augen kaum getraut haben wird, als er ein dienstliches Schreiben eines kaiserlich französischen Beamten in Empfang nehmen mußte.

Gute Witze wollen erdacht sein, gute Verse wollen gemacht sein.
W o d e n s t e d t.

Aus grauer Vorzeit.

Was die archäologische Forschung der Gegenwart aus längst vergangenen Säuatern enthielt.

Der Schweizer Archäologe O. Hauser, dem bekanntlich weitere Grabungen von der französischen Regierung verboten wurden, hat in seinem Ausgrabungsgebiet bei Langerie Haute nicht weniger als 21 Bildfangröhren entdeckt, die uns mit der Jagdweise der vorgeschichtlichen Jäger im westlichen Europa bekannt machen. Es handelt sich um ein Jagdgebiet, das außerordentlich wildreich gewesen sein muß; aus den Unmengen von Wildpferd- und Büffelknochen ließ sich dieser Schluß ziehen. An einer Durchgangsstraße, die das zum Fluße ziehende Bild, das seinen Durst stillen wollte, passiren mußte, hatten die vorgeschichtlichen Jäger zwei Reihen von Fangröhren in der Weise geschaffen, daß diejenigen Thiere, die glücklich über die erste Reihe gekommen waren, mit Sicherheit in die zweite fallen mußten. Diese Idee wurde mit vielem Raffinement durchgeführt, obgleich sie sich nicht als leicht verwirklichen ließ; denn die Unterlage bestand aus hartem Kreidestoffe, in den die Gruben höchst mühsam durch Klopfen mit Feuersteinen eingegraben werden mußten. Man kann sich denken, welche Arbeit das für jene nur mit Werkzeugen und Waffen aus Stein und Horn ausgerüsteten Menschen war bei Tiefen von durchschnittlich 1,6 Meter und einem obersten Durchmesser von 0,6 Meter. Die Gruben, die bei ihrer Entdeckung gänzlich mit Erde ausgefüllt waren, enthielten auf ihrem Grunde eine Menge von den Jägern verlorener oder weggefallener Feuersteine, deren Technik ihre Entstehung in die Solutrenzeit verweist, die 100,000 Jahre vor unserer Zeit liegt. Nicht weniger interessant ist ein ebenfalls von Hauser gemachter Fund, der einer späteren Zeit, dem vor 18,000 Jahren zu Ende gegangenen Magdalenien angehört und uns einen Arbeitsspieler der Mammuth- und Renntierjäger vorführt. Eine Büchsenhülse, die von den Bildfangröhren von Langerie Haute entfernt, fand sich bei der Untersuchung der Kulturhöhlen ganz oben ein größerer Stein, der den Leuten als gemeinsamer Anker bei der Arbeit diente. Um ihn herum lagen, wie sie einst zur Seite gelegt wurden, die Knochenteile und anderen Werkzeuge aus Feuerstein mit den mannigfaltigsten Arbeitspuren, zusammen mit den damit erzeugten feinsten Knochenartefakten. Diese Station bewohnten offenbar Spezialisten für die Herstellung von Knochenartefakten, die denn auch eine verblüffende Geschicklichkeit darin erlangt hatten und Erzeugnisse für den Tauschhandel mit den Nachbarn herstellten, die heute noch unsere Bewunderung erregen.

Die Lötjen von Cherbourg.

In Cherbourg herrscht eine aufgeregte Stimmung infolge der angeforderten Aufgabe des Hafens als Anlegestelle durch den Norddeutschen Lloyd. Die erregte Stimmung kam in einer an Zwischenfällen reichen Sitzung zum Ausbruch. Der Maire der Stadt, der deputierte Mahien, hatte ins Stadthaus eine Verammlung der Cherbourger Kaufleute einberufen, um sie über die Lage zu unterrichten. Für den Handel der Stadt bedeutete der Fortzug des Lloyds den Verlust von mehreren Millionen jährlich, namentlich für die Lötjenvereinigung ist der Ausfall empfindlich, denn jeder Lötje bezieht trotz der bereits erfolgten Tarifierabsetzung von 27 Prozent jährlich 40,000 bis 50,000 Frank. Die Kaufleute von Cherbourg hatten, um den Entschluß rückgängig zu machen, alle gewünschten Verbesserungen des Hafens, den Bau eines Seebahnhofs, die Verbesserung der Zugverbindungen und Herabsetzung der Auswanderertarife zugelangt, und ihre Abordnung verhandelte in Bremen mit den Direktoren des Lloyds darüber. Nach den Mittheilungen des Maire ist für Cherbourg noch nicht alle Hoffnung verloren, da bisher nur der Auswandererendienst in einer Richtung nach Boulogne verlegt worden ist. Auf dem Rückweg legen die Auswandererschiffe stets in Cherbourg an. Die Verammlung brachte hierauf die Herabsetzung des Lötjentarifs zur Sprache. Seine Revision müßte, da dieser gleich hoch mit dem von Havre ist, allgemein werden. In Wahrheit findet man die Lötjentarife unverhältnismäßig hoch für die dort nöthigen Leistungen. Als der Maire dieser Ansicht Ausdruck gab, entsetzten seine Worte unter den anwesenden Lötjen eine gewaltigen Entrüstungsturm. Sie überschütteten ihn mit Schmähworten und Drohungen. Dann erhoben sie sich wie ein Mann und schützten ihre Forderungen zu rechtfertigen. Die Sitzung müßte unter unbeschreiblichem Tumult aufgehoben werden.

Die Unarten der Kinder gleichen den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von selber abfallen und wobei man es nicht so genau und so streng zu nehmen braucht.
G o e t h e.

Menschliche Eigenheiten.

Wachsen großer Männer, die uns aus ihrem Leben mitgetheilt werden.

Franszösische Blätter berichteten vor kurzem, daß eine junge Sängerin, die in Bizets „Carmen“ debütierte, auf der Bühne ganz plötzlich von solcher Furcht ergriffen wurde, daß sie auch nicht einen einzigen Ton hervorbringen konnte und halb ohnmächtig hinter die Kulissen zurückkehren mußte. Das „Journal de Geneve“ weist an diesen Vorfalle anknüpfend, darauf hin, daß selbst große Männer, deren Thaten und Werke uns mit Bewunderung erfüllen, sich nicht immer gegen Angstgefühle wehren konnten. Cäsar Augustus zitterte am ganzen Leibe, wenn es zu demnächst begann; er schlüpfte dann in die tiefsten Kellerräume seines Palastes und bedeckte, um das Rollen des Donners nicht zu hören, sein Haupt mit dicken Pelzen. Erasmus konnte aus der Jagung gar nicht, wenn er einen Fißch sah, und Pascal gar fürchtete tausend-erlei. Friedrich der Große soll gegen neue Uniformen und überhaupt gegen jedes neue Gewand einen wahren Widerwillen gehabt haben; er soll oft einer Ohnmacht nahe gewesen sein, wenn er einen neuen Rock anziehen sollte. Bernardin de Saint-Pierre, der Verfasser von „Paul und Virginie“, Newton und Paganini empfanden Furcht und ein Uebelkeitsgefühl, wenn sie an Wasserläusen vorbeigehen mußten. Mozart nahm Reißaus, wenn er eine Trompete oder ein Jagdhorn erklingen hörte. Schopenhauer zitterte vor einem Kaffeemesser. Carlyle wagte nie den Fuß in einen Kaufmannsladen zu setzen; er urtheilte in scharfer Weise über Hellden und Heldenthaten, hatte aber Angst vor einem gewöhnlichen Krämer. Edgar Allan Poe, Maifest, Schumann und Chopin fürchteten sich vor der Finsterniß. Dostojewski zitterte zeitlebens vor etwas Unabsehbarem, Unbegreiflichem, das ihm eines Tages als „etwas Wirkliches, Grauenvolles, Widerliches“ entgegenzutreten könnte. Maupassant endlich hatte eine Art Furcht und Abscheu vor geöffneten Thüren.

Das Einkommen eines Philosophen.

Mit welcher beachtend geringen Einkünften sich der Schöpfer der „Kritik der reinen Vernunft“ begnügen mußte, lehrt eine Urkunde vom Jahre 1804, die in dem eben erschienenen zweiten Band der „Kulturhistoria“ von Max Kemmerich an's Licht gezogen wird. Danach erhielt Immanuel Kant folgenden Gehalt: 1. als Professor der Logik und Metaphysik: 1. Salarium 166 Thaler 6 Groschen. 2. Zulage 86 Thaler 70 Groschen 163 Pfennig. 3. Reise 26 Thaler 50 Groschen (quartaliter zahlbar). 4. Miethelohn (als annuum fällig den 1. April) 4 Thaler. 5. Thalheimische Gefälle (als annuum fällig den 19. Juli) 17 Thaler 53 Groschen 3 Pfennig. 6. an Getreide 44 Scheffel Roggen, quartaliter zu berechnen, aber gewöhnlich erst im letzten Quartal zu empfangen. Diese sind im Etat à 40 Groschen p. Schfl. angeschlagen auf 19 Thaler 50 Groschen. 7. Aus dem Stipendium Gerhard Janeniano (als annuum fällig den 31. Desbr.) 75 Groschen. 8. An Zinsen aus der philosophischen Fakultät (halbjährig in Oern und Michael fällig) 10 Thaler 88 Groschen 1 1/2 Fig. 9. Er hianis initiationis (halbjährig in Oern und Michael fällig) nach der Fraktion 27 Thaler 17 Groschen 50 Fig. 10. An Zensurgebühren nach der Fraktion 6 Groschen. 11. An Holz 1/2, welche von der Königl. Holz-Kammer im ersten Quartal des Etatsjahres pränumerando geliefert werden. Diese im Etat à 5 Thaler per Viertel angeschlagen auf 25 Thaler. Insgesamt erhielt Kant als Professor 385 Thaler 43 Groschen 17 1/2 Fig. Dazu kommt sein Gehalt II. als Senator, der sich in ähnlicher Weise zusammensetzt, in Höhe von 43 Thalern 59 Groschen 17 Fig., ferner der als Senior der philosophischen Fakultät in Höhe von 100 Thalern und endlich eine außerordentliche Zulage aus der Königl. Ober-Schulkasse im Betrage von 220 Thalern. Wüthm hand sich der größte Denker, den Deutschland, vielleicht die Erde, am Ende des XVIII. Jahrhunderts besah, auf 749 Thaler, 23 Groschen und 10 Fig. im Jahre!

Ein Afrikareisender hat erklärt, daß der Jagdtag des Col. Roosevelt im dunklen Erdtheil nicht mit der geringsten Gefahr verknüpft war. Wenn er aber damit dem Muthes des rauhen Reiters ein ungenügendes Zeugniß ausstellen wollte, so ist ihm diese Absicht durch die Aeroplanfahrt des ehemaligen Präsidenten sehr verflümmert worden.

In London wurden der Prinz Moritz von Battenberg, der Bruder der Königin von Spanien, und der Chauffeur des Herzogs von Connaught, des Bruders des Königs Georg, wegen zu schneller Fahrens verhaftet und polizeigerichtlich zu Geldbußen verurtheilt. Könnte so etwas bei uns einem simplen Alderman oder dessen Chauffeur passiren?